

1

Dinge zu beklagen, die dem gesunden Menschenverstand widersprechen, ist untersagt

Eigentlich hatte Cecilia statt »zu beklagen« »zu beweinen« schreiben wollen, dann jedoch dachte sie, dass es nach einer mehr oder weniger angemessenen Zeit durchaus möglich wäre, dass ihre Tränen aufhören würden zu fließen, während sich die Traurigkeit nicht so rasch aus ihrem Haus vertreiben ließ, sich zwischen dem Dach und dem Fußboden, in den Türangeln oder den Fensterrahmen einnistete, die Luft vergällte und darin kondensierte wie der Wasserdampf in den Wolken, um dann viele Jahre lang einen bitteren Regen zu produzieren.

Also musste die Traurigkeit ein für alle Mal verbannt werden. Sie schrieb *Traurig zu sein ist untersagt* und ging zu Bett.

Da der Tag, an dem ihre Tränen endlich versiegten, allerdings noch nicht gekommen war, weinte sie noch etwa eine Stunde lang, bevor sie endlich einschlief.

Das mit den *Dingen, die dem gesunden Menschenverstand widersprechen* war ihr am Morgen in den Sinn gekommen, nachdem sie zum tausendsten Mal die Gründe analysiert hatte, die ihren Mann bewogen hatten, sie zu verlassen, und die im Grunde die folgenden waren: dass er sie nicht mehr liebte, dass ihm nun, nach zwölf Jahren Ehe und

kurz vor seinem vierzigsten Geburtstag, klar geworden war, dass er keine Kinder wollte, und dass er sich selbst finden musste.

Alle drei Gründe konnten leicht damit entkräftet werden, dass sie schlichtweg dem gesunden Menschenverstand widersprachen. Denn erstens hörte man nicht von einem Tag auf den anderen auf, jemanden zu lieben. Zweitens gab man nicht einfach so etwas derart Fundamentales auf wie den Wunsch, Vater zu werden, wenn man zwölf Jahre lang versucht hatte, seine Frau zu schwängern. Und drittens war es unmöglich, sich selbst zu finden, wenn das Einzige, wonach man wirklich suchte, die Strümpfe waren, die die Geliebte im ehelichen Schlafzimmer vergessen und die die Haushälterin gefunden und, ohne groß danach zu fragen, gewaschen und sorgsam bei der Unterwäsche der Ehefrau einsortiert hatte, die in ihrem ganzen Leben noch keine Netzstrümpfe getragen hatte, weil sie sie halbseiden fand.

Daher hatte sie geschrieben *Dinge zu beklagen, die dem gesunden Menschenverstand widersprechen, ist untersagt* und dies zur ersten Regel der Hausordnung ihrer Pension erhoben.

Sie hatte die Vorstellung nicht ertragen können, noch länger in der Penthouse-Wohnung gegenüber dem Retiro-Park zu wohnen, die in den letzten Jahren ihr Zuhause gewesen war. Auf einmal war ihr eigenes Heim zu einem feindlichen Ort geworden, der sie verraten hatte. Selbst die Bettwäsche ekelte sie an.

Als der Moment der offiziellen Gütertrennung gekommen war – so der geschickt gewählte keimfreie und geruchlose Ausdruck, den die Anwälte verwendeten, wenn es um

eine gescheiterte Ehe ging –, verzichtete sie daher auf sämtliche Immobilien und ließ sich dafür ein kleines Vermögen auszahlen. Er war sofort damit einverstanden, weil er sich schuldig fühlte. Und nachdem sie das Anwaltsbüro verlassen hatten, in dem die Scheidungsbedingungen ausgehandelt worden waren, nachdem ihre Liebe, die über Nacht zu einer geschäftlichen Angelegenheit geworden war, nicht mehr existierte – ein Vertrag, ein Händedruck, ein flüchtiger Abschied, und das war's –, waren die beiden Parteien, also ihr Mann und sie, nun schon bereits ohne gemeinsamen Namen und ohne gemeinsames Vermögen, getrennte Wege gegangen. Damit war ihre Ehe aufgehoben, aufgelöst, wie die Anwälte ihnen erklärt hatten. Dabei war es doch so: Er hob auf, sie verzehrte sich. Er löste alles auf, ihr wurde es eng im Hals.

Glücklicherweise war die Frage, wo sie von nun an wohnen würde, das Einzige, was Cecilia nicht belastete. Denn sie besaß ein Haus, das zwar weder besonders elegant noch sehr modern war, dafür aber voller schöner Erinnerungen.

In den Sechzigerjahren hatten ihre Großeltern dieses eher bescheidene Haus am Ufer des Manzanares gekauft, das, nachdem die Stadt sich bis dorthin ausgedehnt hatte, das Verkehrsnetz entsprechend ausgebaut und die Gegend um den Fluss um einiges verschönert worden war, an Wert gewonnen hatte und zu einem angenehmen Rückzugsort wurde. Inzwischen stand es seit drei Jahren leer, nachdem Cecilias Großeltern beide kurz hintereinander eines natürlichen Todes gestorben waren, er mit dreiundneunzig, sie mit einundneunzig, er an einer verschleppten Grippe, sie an einer Lungenentzündung, und beide waren sie gemeinsam in den

Himmel aufgefahren. Innerhalb eines Monats. Und da das Haus der Enkelin bereits vor deren Hochzeit überschrieben worden war, zählte es nicht zum ehelichen Vermögen.

»Ich kaufe euch das Haus ab, ich bezahle es in Raten, und ihr bleibt hier wohnen, solange ihr lebt, und irgendwann gehört es dann mir.«

»Du wirst es auf jeden Fall bekommen, wir haben ja keine anderen Enkel.«

»Gut, wenn es euch lieber ist, zahle ich euch eine Miete auf Rentenbasis. Es geht darum, dass ich euch finanziell unterstützen möchte, was nur fair ist.«

»Und deine Eltern? Sind die damit einverstanden?«

Natürlich. Einverstanden und glücklich mit dieser Lösung. Alle waren zufrieden: die Großeltern, um die sich nun jemand kümmerte, Cecilia, die nicht allein war in der großen Stadt, die Frage des Geldes war geklärt und das Haus vor dem Verfall bewahrt. Cecílias Eltern lebten weiterhin in Águila, im Herzen Kastiliens und der Tierra de Campos, direkt über der Buchhandlung Macondo, die der Familie gehörte, flanierten über die schattigen Alleen und gingen zur Messe in die Kathedrale. Cecilia beendete ihr Jurastudium in Madrid und begann, für eine namhafte Kanzlei zu arbeiten. Sie machte ihre Sache gut und wurde fest angestellt, sodass sie ohne Probleme die Raten für das Haus bezahlen konnte. So wurde sie bereits lange vor dem Tod ihrer Großeltern zur offiziellen Eigentümerin. Was, als es zum Scheidungsprozess kam, ihr großes Glück war.

Cecilia hatte ihren Namen ihrem Urgroßvater Cecilio zu verdanken, der ein bekannter Architekt gewesen war. In Er-

innerung an seine großen Werke, darunter der Umbau der Stierkampfarena und die Errichtung eines Gemeindeclubhauses an der Plaza Mayor, hatte die Stadt Águila sogar eine Straße nach ihm benannt. Die Nachkommen dieses angesehenen Mannes genossen zwei Privilegien in der Stadt, die ihnen das Leben ungemein erleichterten: Sie brauchten als Clubmitglieder keinen Beitrag zu zahlen und konnten kostenlos zu allen Stierkämpfen gehen.

»Was willst du denn noch mehr vom Leben?«, fragten Cecílias Eltern daher ihre Tochter neugierig und verblüfft, als diese ihnen mitteilte, dass sie in Madrid Jura studieren wolle.

»Die Welt kennenlernen«, antwortete Cecilia darauf noch voller Illusionen.

Und so kam es zu jenem Übereinkommen, das am Telefon mit den Großeltern ausgehandelt wurde: »Dass Cecilia, wenn das für euch in Ordnung ist, während des Studiums bei euch wohnt.«

Am 1. Oktober 1990, einem Samstag, Cecilia würde diesen Tag nie vergessen, nahm sie schließlich den Zug, der sie in weniger als drei Stunden von der Kindheit in das Erwachsenenleben transportierte. Und am Ende des Weges erwarteten sie jene beiden wunderbaren Menschen, ihre Großeltern, die glücklich waren, sie in ihrem Haus am Fluss aufnehmen zu dürfen.

Sie hatten ihr das beste Zimmer gegeben, das größte und hellste, mit dem bodentiefen Fenster, dem Einbauschränk und dem dazugehörigen Badezimmer, das nun ihr neues Zuhause sein sollte. Die Großeltern selbst hatten sich in eine dunkle Ecke des Hauses zurückgezogen, mit Blick nach hinten raus zur Straße.

Cecilia hatte sich strikt geweigert, dieses viel zu luxuriöse Zimmer zu beziehen. Sie hatte ihren Großeltern erklärt, dass sie viel lieber die Mansarde bewohnen wolle, wo sie sich unabhängig und frei fühlen und sich der Vorstellung hingeben konnte, in Paris in einem Dachzimmer über der Seine zu leben, wo sie sich auf der kleinen gefliesten Terrasse im Bikini sonnen konnte, als wäre sie auf Hawaii, und wo sie in Ruhe lernen konnte, während ihre Großeltern unten im Haus tun und lassen konnten, was sie wollten, laut wie zwei lärmende Trolle mit ihrem Orchester aus Küchengeräten und Gartenwerkzeugen.

Die Mansarde bestand aus zwei Zimmern mit schrägen Wänden und einem kleinen Badezimmer an der Treppe. Das größere Zimmer war das mit dem Zugang zur Terrasse und beherbergte außerdem einen großen Schrank. Das kleinere hatten die Großeltern bisher als Abstellkammer benutzt. Cecilia verbrachte mehrere Tage damit, alte Möbel und alles mögliche Gerümpel auf den Dachboden zu bringen. Ein paar Sachen rettete sie vor der Verbannung und nutzte sie, frisch verleimt, gestrichen und lackiert, um ihr neues Leben damit auszustatten. Das Ergebnis war erstaunlich: Die Mansarde erstrahlte in einem neuen Licht.

»Du solltest lieber Architektur studieren!«, rief Großmutter Teresa aus, als sie das Werk ihrer Enkelin sah. »Du kommst eindeutig auf deinen Urgroßvater Cecilio!«

Die Dachbalken waren abgeschliffen und weiß gestrichen worden, genauso wie das mottenzerfressene Kopfteil des Bettes in neuem Weiß glänzte. Die Nachttische mit den Marmorplatten und den kleinen Schranktüren leuchteten marineblau, und die alten Gardinen, die jahrzehntelang zu-

sammengefaltet in der Truhe gelegen hatten, waren frisch gewaschen und dämpften nun das Licht der Nachmittags-sonne, das weich durch den Spitzenstoff fiel. Auf der kleinen Dachterrasse blühten ein paar späte Geranien, und an den Wänden rankten sich Rosensträucher hinauf. Der Korbsessel, den die Großeltern eigentlich zum Sperrmüll hatten geben wollen, war nur dank einer frischen hellen Farbschicht und eines geblühten Kissens zu neuem Leben erwacht. Im Bad hingen weiße Handtücher, und auch der Rahmen des kleinen Fensters und die Wände waren weiß gestrichen worden. Die Abstellkammer hatte sich in ein kleines Arbeitszimmer verwandelt, mit Regalen voller Bücher, einem ausrangierten Schreibtisch, einem schmiedeeisernen Stuhl, einem Spiegel mit Goldrahmen und einer alten Stehlampe, die einen neuen Schirm aus Sackleinen erhalten hatte – wie modern: Das Neue sah alt aus und das Alte wie neu!

Cecilia bewahrte die Schlüssel zu dem Haus am Manzanares in einem Holzkästchen auf. Nach dem Tod ihrer Großeltern war sie nur einmal dort gewesen, an dem Tag, an dem sie und ihre Eltern die Schränke ausgeräumt und die Möbel zurück nach Águila gebracht hatten. All diese Dinge hatten sie unter den Verwandten und Freunden aufgeteilt, die gern eine Erinnerung an die beiden alten Leutchen behalten wollten, denn so hatten es die Großeltern gewollt und in ihrem knappen Testament geschrieben. »Nicht derjenige ist reich, der viel besitzt, sondern der, der wenig braucht, und wir sind immer unendlich reich gewesen«, hatte der Großvater stets gesagt, »denn wir haben nie mehr gebraucht als unsere Liebe, unser Haus und das Wenige, was sich darin

befindet. Verschenkt alles, was ihr nicht brauchen könnt. Denkt immer daran: Das, was man nicht gibt, geht verloren.«

Da Cecilia zu dieser Zeit glücklich verheiratet war und in ihrer Penthouse-Wohnung am Retiro-Park ein sorgloses Leben führte, hatte sie nur das blau-weiße Geschirr aus Talavera-Keramik mit den Initialen T und M, die von Großmutter Teresa selbst bestickten Tischdecken und die hölzernen Pfeifen von Großvater Miguel behalten. Sie hatte im Beisein der Möbelpacker unzählige Tränen vergossen und, als die Umzugswagen schließlich um die Ecke bogen, hinter sich die Haustür abgeschlossen. Einige Tage später hatte ihre Mutter ihr von der Aufteilung der Dinge erzählt, von der Freude der Beschenkten, die so überraschend die Erinnerungsstücke aus dem Nachlass der Großeltern erhalten hatten, dem unverhofften Schicksal all der Bücher, den Kleidungsstücken, den Bildern, der Porzellandöschen-Sammlung, des Klaviers, der Kuckucksuhr und des Schaukelstuhls. Am Ende waren die Erinnerungen an ihre Großeltern über die ganze Provinz verstreut.

Cecilia hatte niemals daran gedacht, das Haus zu vermieten. Sicher wäre es nicht leicht gewesen, einen solventen Mieter für das alte, leer stehende Gebäude zu finden, das dringend einer Grundrenovierung bedurfte. Die Eisenrohre, die Kohleheizung und der alte Gasherd hätten ausgetauscht werden müssen. Die Investition hätte die zu erwartenden Einnahmen bei Weitem überschritten, zudem noch in diesen wirtschaftlich schwierigen Zeiten, in denen Nachrichten von Zwangsräumungen wegen Zahlungsunfähigkeit an der Tagesordnung waren und die Banken keine

Kredite gewährten. Da Cecilia also weder in der Lage war, die Sache anzugehen, und sich das Ganze finanziell auch nicht lohnen würde, hatte sie beschlossen, erst einmal abzuwarten. Vielleicht würde sie ja irgendwann doch noch schwanger werden und konnte es dann ihren Kindern überlassen, das Haus zu renovieren und mit neuem Leben zu füllen.

Doch das konnte sie nun wohl vergessen. Da sie mit drei- undvierzig Jahren wieder Single war, war es eher unwahrscheinlich, dass sich diese imaginären Kinder eines Tages der Renovierung des Hauses annehmen würden. Allein schon deswegen, weil sie gar nicht erst geboren werden würden.

Wobei sie natürlich auch noch eine alleinerziehende Mutter werden könnte, fiel ihr in einer der einsamen Nächte in der Penthouse-Wohnung am Retiro-Park ein, als sie zu dem Schluss gekommen war, dass ihr bisheriges Leben die größte Zeitverschwendung in der Geschichte der Menschheit gewesen war, und sie glaubte, noch etwas daran ändern zu können.

Sie hatte einen Termin in einem Zentrum für künstliche Befruchtung vereinbart und den Fehler gemacht, allein dort hinzugehen, ohne eine Freundin, an deren Schulter sie sich ausweinen konnte.

In einem kleinen, in keimfreiem Weiß gehaltenen Büro beschrieb man ihr in allen Einzelheiten die Maßnahmen zur hormonellen Stimulation, die unternommen werden müssten, und die dazugehörigen Nebenwirkungen. Sie erfuhr, dass sie in ihrem Alter auf eine Eizellenspende angewiesen

sei, da die, die sie selbst produzierte, von nicht ausreichender Qualität seien. Danach zeigte man ihr das Angebot an Samenspenden, deren Preise zwischen dreitausend und fünfzehntausend Euro lagen. Und letztendlich machte man sie darauf aufmerksam, dass eine künstliche Befruchtung beträchtliche Risiken mit sich bringe, mindestens zwölftausend Euro koste und die Erfolgsquote lediglich bei sieben- undzwanzig Prozent liege.

»Ich hätte gern ein blondes Kind mit blauen Augen«, wagte Cecilia anzumerken.

»Das könnte schwierig werden«, lautete die Antwort der Ärztin, »da es in Spanien nicht erlaubt ist, den Spender auszuwählen. Wir sind verpflichtet, darauf zu achten, dass die Eigenschaften des Kindes mit denen der zukünftigen Eltern übereinstimmen. Und da Sie selbst dunkelhaarig und eher klein sind, können Sie sich ja vorstellen, wie ihre Kinder ausgesehen hätten. Es ist schließlich nicht unüblich, dass Kinder ihren Eltern ähnlich sehen. Das gibt die Natur so vor.«

»Das stimmt nicht ganz«, protestierte Cecilia. »Bei der natürlichen Befruchtung kann man sich den Spender nämlich durchaus aussuchen, oder nicht? Und wenn ich einen Schweden geheiratet hätte, wären meine Kinder blond.«

»Möglich.«

»Also los, dann suchen Sie mir einen Schweden! Oder gibt es in Ihrem verdammten klinisch reinen schneeweißen, nach Geld stinkenden Krankenhaus keine schwedischen Samenspender?«

Mit Hilfe eines sofort von der Ärztin herbeigerufenen Psychologen wurde sie behutsam der Klinik verwiesen. Der Psychologe hatte gleich darauf ein negatives Gutachten er-

stellt, das er der Ärztin mit den Worten überreichte: »Falls diese Verrückte noch einmal wiederkommt.«

So viel zu Cecílias plötzlichem Wunsch, die Mutter eines kleinen Schwedenkindes zu werden.

Nachdem die Möglichkeit, das Haus ihrer Großeltern den eigenen Kindern zu hinterlassen, also definitiv gestorben war, tauchte der Wunsch danach immer häufiger in Cecílias Gedanken auf. Zunächst nur als Szenario in unerfüllbaren Träumen, doch nach und nach wurde der Wunsch konkreter. Wenn sie allein in ihrem zerwühlten Bett erwachte, hatte sie das Gefühl, dass diese Penthouse-Wohnung ihr nicht mehr gehörte, und sie verspürte den Drang, in die schützenden Arme ihrer Großeltern zurückzukehren, in die Mansarde mit den weißen Dachbalken, in den Garten, wo Großvater Miguel sein Gemüse angebaut, in die Wohnung, in der Großmutter Teresa Klavier gespielt hatte.

»Weißt du was? Ich ziehe aus der Penthouse-Wohnung, und du zahlst mich aus«, bot sie daher ihrem Mann ein paar Monate nach der Trennung an.

»Wirklich?« Er liebte das Haus am Retiro-Park mit den Restaurants in der Calle Alfonso XII, in denen er so gern speiste, den eleganten Geschäften in der Calle Serrano und der Calle Velázquez, den Galerien und den sommerlichen Terrassen, den Antiquariaten und den breiten Bürgersteigen, die zum Flanieren einluden.

»Ich will sie nicht.«

»Und wo wirst du dann wohnen?«

»Na ja, in meinem Haus. Dem an den Ufern des Manzanares.«

Ihr Mann brach in schallendes Gelächter aus.

»Köstlich, wie du von dieser Ruine sprichst! Man könnte meinen, dass nicht vom stinkenden Manzanares, sondern von der Île de la Cité die Rede ist.«

»In meinen Träumen ist es genau so.«

Er war mit dem Handel einverstanden. Der Wert der Penthouse-Wohnung wurde auf eine Million Euro festgelegt: hundertzwanzig Quadratmeter, einschließlich Terrasse, mit allen Möbeln und sonstigen Einrichtungsgegenständen und dem Parkplatz in der Tiefgarage. Gleich an dem Tag, an dem sie die Scheidungspapiere unterschrieben hatten, zogen Cecílias Ex-Mann und seine Freundin in der Wohnung am Retiro-Park ein, wo von Cecílias Anwesenheit überraschenderweise bereits nichts mehr zu spüren war.

2

Andere ungebeten zu bemitleiden ist untersagt

Cecilia hatte mit dem Bauunternehmer einen Termin um die Mittagszeit verabredet, an einem Mittwoch, einem ganz normalen Arbeitstag, den sie sich »aus persönlichen Gründen« freinahm. Der Personalchef der Kanzlei, in der Cecilia arbeitete, hatte sich angesichts ihrer privaten Probleme sehr verständnisvoll gezeigt. Seit ihrer Scheidung hatte er über ihre häufigen Abwesenheiten dezent hinweggesehen. Wenn sie ihn mit heiserer, näselnder Stimme anrief und vorgab, an Grippe erkrankt zu sein, klang das durchaus überzeugend, jedoch nicht für jemanden mit seiner Erfahrung.

»Du solltest dich wegen Depressionen krankschreiben lassen«, empfahl er ihr.

»Aber ich bin nicht depressiv«, entgegnete sie. »Ich bin traurig, wütend, verletzt, verängstigt, reizbar, mutlos, gekränkt, aber *nicht* depressiv.«

In jedem Fall aber ließ ihre Leistungsfähigkeit in den letzten Monaten zu wünschen übrig. Die Sitzungen mit ihren Kollegen verbrachte Cecilia schweigend und mit abwesendem Blick. Sie war ganz auf den Kampf konzentriert, der in ihrem Inneren tobte. Ihre Klienten beklagten sich über das mangelnde Interesse, das sie ihren Angelegenheiten entgegenbrachte. Und sogar bei Gericht begann man hinter ihrem Rücken zu tuscheln. Sie, die immer so auf